



Überlebensbranche illegaler Devisenhandel. Nach dem offiziellen Wechselkurs würde eine Zwiebel mehr als 60 US-Dollar kosten

Der Letzte macht das Licht aus

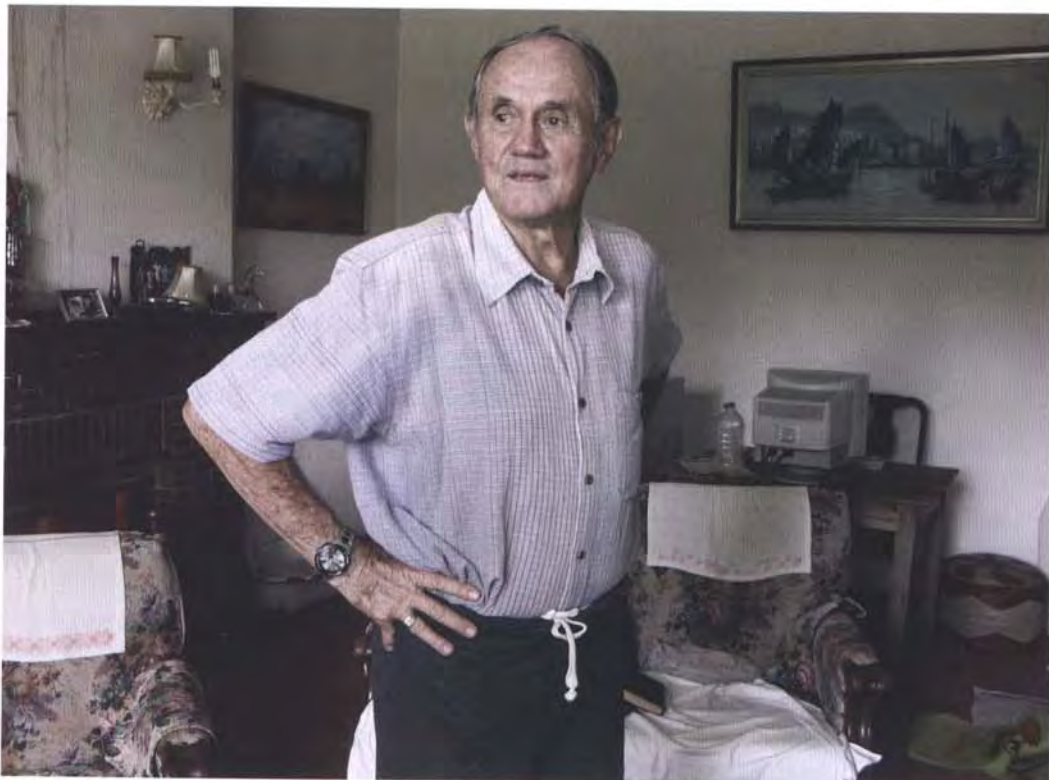
Präsident Robert Mugabe hat Simbabwe in den Ruin geführt.
In regelmäßigen Abständen wird dem Land der wirtschaftliche Kollaps vorausgesagt.

Doch bis es so weit ist, müssen die Menschen überleben –
und verhindern so den Zusammenbruch.

Eine Reise in ein für ausländische Journalisten verbotenes Land.

Text: Johannes Dieterich

Foto: Mark Lewis



Trotz fünf Rentenversicherungen reichen seine Bezüge nur für Brot und Milch: der Rentner Charles Bell in Simbabwe



*Nach der Landreform erhielten die Bauern kein Saatgut, keinen Dünger, keine Maschinen:
Ein Farmer auf enteignetem Grund, den ihm die Regierung schenkte*

• Mit einem Ruck setzt die Maschine der südafrikanischen Fluggesellschaft SAA auf der Piste von Bulawayo, Simbabwes zweitgrößter Stadt, auf. Es ist Montagmorgen, kurz nach elf Uhr, die Sonne blendet durch das Seitenfenster, während das Flugzeug auf einen verblüffend modernen Glas-Terminal zurollt. Doch kurz vor dem verspiegelten Gebäude lenkt der Kapitän den Jet in Richtung eines mit Zinkblech bedachten Hangars – der neue Terminal ist auch Jahre nach Baubeginn nur Fassade.

Im Hangar kontrollieren die Beamten der Immigrationsbehörde die Passagiere. Ihr Job ist es, zu verhindern, dass ausländische Journalisten in Mugabes Reich eindringen. Ausnahmen werden höchstens zu besonderen Gelegenheiten gewährt, etwa zu den eben abgehaltenen sogenannten freien und fairen Wahlen. Glücklicherweise stehen am Schalter keine Computer, mit denen die Beamten den Namen des Passinhabers mit einer Liste der regelmäßig über Simbabwe berichtenden Reporter abgleichen könnten. Stattdessen hackt der Grenzschützer umständlich die Angaben zur Person mit einer mechanischen Schreibmaschine in ein Formular für Touristen und wirft es dann in eine überquellende Schublade. „Have a nice holiday“, sagt der Grenzschützer höflich. „I will“, antworte ich und winke mit dem zur Tarnung mitgeführten Tennisschläger.

Für Touristen stellt die Autovermietung teure europäische Limousinen bereit. Ein unscheinbareres Modell sei nicht aufzutreiben gewesen, entschuldigt sich der Manager der Firma und überlässt uns das Auto zum Tarif eines Kleinwagens. Abgewickelt werden solche Geschäfte in südafrikanischen Rand. In der

Landeswährung würde der Mietpreis 14 Milliarden Simbabwe-Dollar betragen, wofür wir 70 000 Zweihunderttausend-Dollar-Noten in zwei mit Geldscheinen gefüllten Reisekoffern hätten anschleppen müssen.

Die Fahrt vom Flughafen ins Zentrum von Bulawayo gleicht einer Zeitreise in die Vergangenheit. Die Straßen sind leer. Selbst im Zentrum der etwa 700 000 Einwohner zählenden Stadt fahren kaum Autos. Die Fußgänger bewegen sich wie in Zeitlupe, und wenn doch einmal ein Wagen kreuzt, bemüht sich sein Fahrer, ganz behutsam aufs Gaspedal zu drücken, damit möglichst wenig Benzin vom Tank in den Motor fließt. Jeder versucht so viel Energie wie möglich zu sparen. Es wirkt fast so, als könnte die Stadt im nächsten Moment in einem Dornröschenschlaf erstarren. Gibt es eigentlich Staaten, die einfach einschlafen? Oder pflegen gescheiterte Ökonomien mit einem lauten Knall zusammenzuberechnen?

**Einst war Simbabwe ein aufstrebendes Land,
heute kämpfen die Menschen ums Überleben**

Auf dem Gehweg läuft ein grauhaariger Herr in einer verschlissenen Trainingshose. Charles Bell* ist Rentner und auf dem Weg zum Supermarkt. In der rechten Hand hält er einen Stock, der ihn auf dem zwei Kilometer langen Weg zum Einkaufszentrum „vor Schlangen, Hunden und anderen Elementen“ schützen soll, wie er sagt. Im Geschäft legt er einen Laib Brot und zwei Halblitertüten Vollmilch in seinen Korb. Dafür bezahlt er an der

Kasse 11 200 000 Simbabwe-Dollar, exakt die Hälfte seiner Monatsrente. 35 Jahre lang habe er für den Ruhestand gespart, erzählt er. Als Angestellter der Eisenbahngesellschaft habe er in fünf verschiedene Rentenversicherungen eingezahlt. Die stellten sich jedoch als „schlechter Witz“ heraus, sagt er sarkastisch. Denn längst hat die Inflation die Renten abgehängt. Die Teuerungsrate von Simbabwe liegt gegenwärtig bei 100 000 Prozent.

Dabei hat Bell noch vergleichsweise Glück. Sein Sohn ist erfolgreicher Banker und spekuliert an der Börse. Regelmäßig kann der ihn unterstützen; gelegentlich schicken Verwandte Devisen aus dem Ausland. Hätte Bell diese Hilfe nicht, säße er längst mit seiner Frau Joyceline auf der Straße. Ihr Haus in einer Mittelklassegegend hat einen Garten, Sessel stehen im Wohnzimmer, an den Wänden hängen gerahmte Bilder. Im ganzen Haus sieht man an der Decke schwarzen Schimmel, weil es seit Monaten durch das Dach regnet. Die für die Reparatur nötige Teerpappe müssten die Bells im Nachbarland Südafrika bestellen, was das Rentnerpaar aber nicht bezahlen kann. Ohnehin führen die beiden ein Leben mit vielen Einschränkungen. Regelmäßig fällt der Strom aus, nur einmal in der Woche baden die beiden, Fleisch gibt es höchstens alle zwei Wochen, im vergangenen halben Jahr hat das Ehepaar mehrere Kilo abgenommen.

Das Schwierigste jedoch sind die Einkäufe. Bezahlbare Lebensmittel aufzutreiben ist in einem Land mit Hyperinflation eine schwere Aufgabe. Joyceline Bell klappert täglich mehrere Viertel ab, meist kann sie einige frische Produkte kaufen. An diesem Tag gibt es beim Griechen Schweinefleisch, das Kilo zu 35 Millionen Simbabwe-Dollar. Eine Zwiebel beim Straßenhändler um die Ecke kostet zwei Millionen. Eine Rolle Klopapier bei Checkers ist momentan fünf Millionen wert. Doch das gilt heute Morgen – heute Mittag werden die Preise weiter gestiegen sein.

Charles Bell geht durch die Küche ins Wohnzimmer und lässt sich in einen der Sessel fallen. „Simbabwe war einmal ein wahres Paradies“, seufzt er. „Vielleicht haben wir es zu gut gehabt.“ Knapp 13 Millionen Einwohner zählt das Land. 1980 wurde Simbabwe nach einem langen und blutigen Befreiungskrieg unabhängig. Der Maoist Robert Mugabe gewann im selben Jahr die ersten freien Wahlen des jungen Staates. Wer gegen ihn aufbegehrte, bekam den Zorn eines Mannes zu spüren, der sich rühmt, neben mehreren Universitätsabschlüssen auch ein „Diplom in Gewalt“ abgelegt zu haben. Zwischen 1982 und 1987 massakrierte seine Fünfte Brigade 20 000 Angehörige des Volksstammes der Ndebele.

Trotz solcher Verbrechen wuchs die Wirtschaft während der ersten Regierungsdekade Mugabes um durchschnittlich 2,4 Prozent im Jahr. Simbabwe verfügte über eine moderne Landwirtschaft, bedeutende Bodenschätze wie Gold, Platin und Erze sowie über ein vorbildliches Banken- und Versicherungswesen, das sich mit westlichen Standards messen konnte. Das durchschnittliche Pro-Kopf-Einkommen pro Jahr kletterte während dieser Zeit auf mehr als 2000 US-Dollar. Der junge Staat investierte erheb-

liche Summen in die Bildung. Bis heute gelten die Simbabweer als die bestgeschulten Afrikaner südlich der Sahara. In den Städten konnte sich eine schwarze Mittelschicht bilden, die bald Gefallen an subventionierten Lebensmitteln fand.

Der Niedergang war nur eine Frage der Zeit. Mugabes großzügige Ausgabenpolitik leerte die Staatskasse. Hilfesuchend wurde der Präsident beim Internationalen Währungsfonds (IWF) in Washington vorstellig. Der Fonds sicherte Hilfe zu, verlangte aber den Stopp der Subventionen. Mugabe war pleite, gab nach – und erlebte, wie sich die Simbabweer von ihm abwandten. Studenten demonstrierten, auf Druck der Opposition musste er ein Mehrparteiensystem einführen. Die schwerste Niederlage erlitt Mugabe, als er versuchte, mit einer Verfassungsänderung seine Macht zu zementieren. Doch in einem Volksentscheid erteilten ihm die Simbabweer eine bittere Abfuhr.

Von der Landreform zum Kollaps – ein Präsident kämpft gegen sein Land

Seitdem ist das Verhältnis zwischen dem beleidigten Autokraten und weiten Teilen seines Volkes extrem angespannt. Nach Mugabes Lesart sind die städtische Bevölkerung und die weißen Großfarmer seine Feinde, die Kleinbauern auf dem Land seine Verbündeten. Sie hat er mit antikolonialer Rhetorik und einer populistischen Landreform auf seine Seite gezogen. Ein Schachzug, der funktionierte. Denn der Wohlstand war in Simbabwe extrem ungerecht verteilt. Die weißen Großfarmer hatten ►

Goldsuche ohne staatliche Lizenz ist verboten. Doch der Staat braucht die Devisen: Goldsucher bei Bulawayo



moderne Maschinen, verbrachten die Wochenenden auf Hausbooten und reisten mit Privatflugzeugen durch das Land. Ihre schwarzen Farmarbeiter speisten sie mit Monatslöhnen von weniger als hundert Dollar ab – und machten es Mugabe leicht, sich als Rächer der Entrechteten aufzuspielen.

In mehreren Wellen wurden ab dem Jahr 2000 die meisten der 4500 weißen Großfarmer auf chaotische Weise enteignet. Doch dem selbstherrlichen Staatschef war ein wichtiges Detail entgangen. Für seine Landreform beschlagnahmte er nicht nur 4450 Farmen, sondern zerstörte auch 4450 Wirtschaftsunternehmen. Mit einem Streich hatte Mugabe seinen Staat um seine wichtigsten Exportprodukte gebracht, darunter auch rund 250 Millionen Tonnen hochwertigen Virginia-Tabak, die das Land jährlich ins Ausland lieferte. Schon prophezeite die Brüsseler International Crisis Group den wirtschaftlichen „Totalkollaps“; Sambias Präsident Levy Mwanasa verglich das Nachbarland mit der sinkenden „Titanic“. Doch acht Jahre später ist der lecke Dampfer noch immer nicht untergegangen.

Einerseits retten Hilfgelder Leben. Andererseits stützen sie ein bankrott System

Josephat Mosobe*, 71, sitzt im Schatten eines Baumes auf seinem Grundstück von der Größe eines Fußballfeldes. Die Regierung hat ihm die Parzelle vor zwei Jahren geschenkt. Sie war Teil einer 14 000 Hektar großen Ranch, die einem inzwischen emigrierten weißen Farmer abgenommen wurde. Mosobe hat seiner Parzelle den Namen „Kanaan“ gegeben, wie das gelobte Land, das die Israeliten nach 40 Jahren in der Wüste in Besitz nahmen. Auf dem Land baut er Mais an, einige Erdnusssträucher, Kürbisse und Zichorie. Eigentlich hätte er gern auch Kartoffeln gesetzt, sagt er, doch er konnte sich die Setzlinge nicht leisten. Erst vor wenigen Tagen starben drei seiner vier Rinder, weil ihm die Mittel fehlten, sie gegen Seuchen impfen zu lassen.

An Mosobe lässt sich zeigen, wie eine Landreform scheitern kann: Außer seiner Parzelle hat er von der Regierung nichts erhalten. Kein Saatgut, keinen Dünger, keine Maschinen. Noch nicht einmal einen Brunnen gibt es auf seinem Grundstück. Um Wasser zu holen, muss der drahtige Greis eine halbe Stunde lang zu Fuß gehen. Wenn es bald regnet und Josephat seinen Mais ohne große Verluste ernten kann, wird er vermutlich 15 Sack mit Körnern füllen können, etwas mehr, als er zum Überleben braucht. Was übrig bleibt, will der Kleinfarmer auf dem Markt verkaufen und sich von dem Erlös Seife und eine neue Hose kaufen.

Den Abstieg von einem halbwegs industrialisierten Land in einen vorindustriellen Agrarstaat hat Robert Mugabe bewusst in Kauf genommen, als er seine Macht bedroht sah. Das glaubt zumindest der simbabwische Ökonom John Robertson. Nur mit Unterstützung der Kleinbauernfamilien, die 70 Prozent der Bevölkerung ausmachen, konnte der Autokrat seinen Sturz

verhindern. Doch Volkswirtschaften hätten nun mal keinen Rückwärtsgang, sagt Robertson. Erst recht nicht, wenn der Richtungswechsel dermaßen chaotisch verlaufe.

Längst musste die Regierung einräumen, dass die von ihr angekündigte „Mutter aller Ernten“ auch in diesem Jahr ausfallen werde. In den vergangenen acht Jahren sank Simbabwe Maisproduktion um 50 Prozent, die Tabakernte um 75 Prozent, die nationale Rinderherde schrumpfte auf ein Fünftel ihrer einstigen Größe. Die Folgen sind alarmierend. Nach Angaben von Hilfsorganisationen sind inzwischen vier Millionen Simbabwe auf Nahrungsmittelhilfe angewiesen, 45 Prozent der Bevölkerung zeigten bereits Symptome von Unterernährung.

Tausende Kleinbauern wären womöglich schon längst verhungert, würden die westlichen Staaten nicht jährlich 600 Millionen Hilfs-Dollar in den Krisenstaat pumpen. Für die Geberländer ist es ein Dilemma. Einerseits wollen sie das korrupte Regime entmachten. Andererseits wollen sie eine humanitäre Katastrophe verhindern.

Auch die 3,5 Millionen im Ausland lebenden Simbabwe wollen ihren im Land verbliebenen Verwandten helfen. Monat für Monat überweisen sie Geld an ihre Familien in der Heimat. Schätzungen zufolge machen diese Zuflüsse mehr als eine Milliarde US-Dollar im Jahr aus, immerhin ein Drittel des nach acht Krisenjahren um fast die Hälfte gesunkenen Bruttoinlandsprodukts. Wer keine Verwandten im Ausland hat, hilft sich selbst; die Simbabwe entwickeln immer neue Strategien der Überlebenskunst.

Mpumelelo Moyo*, 26, ist einer dieser Überlebenskünstler. Einst ackerte er als Landarbeiter auf den Farmen der weißen Großgrundbesitzer. Heute gräbt er sich immer tiefer in das Erdreich ein. Gemeinsam mit einigen Freunden hat er wenige Kilometer außerhalb von Bulawayo einen 20 Meter tiefen Schacht in den Grund getrieben. Im Schimmerlicht einer Paraffin-Lampe sind die Amateurlumpen Tag und Nacht damit beschäftigt, goldhaltige Gesteinsbrocken mit Handmeißeln aus dem nur notdürftig mit ein paar Baumstämmen gesicherten Stollen zu hämmern. An einem sehr guten Tag kann Moyo mit dieser Arbeit bis zu einer Milliarde Simbabwe-Dollar (etwa 50 US-Dollar) einnehmen. Als Farmarbeiter verdiente er lediglich vier Millionen (20 US-Cent) am Tag.

Diese Einnahmequelle haben längst auch andere seiner Landsleute entdeckt. Ausgefahrene Feldwege, zahlreiche im Busch verstreute Gruben und eine aus der Ferne klopfende Steinmühle zeugen davon, dass Moyo und seine Freunde nicht die Einzigen sind, die ihr Glück im Bergbau suchen.

Dabei ist die Goldsuche eigentlich verboten. Aber Verbote bewirken wenig in einem Land, in dem die Menschen ums Überleben kämpfen. Sie wirken erst recht nicht, wenn der Staat auf die Devisen aus dem illegalen Bergbau angewiesen ist, und schon gar nicht, wenn hohe Beamte an dem Handel mitverdienen



Sirup-Fabrik kurz vor der Pleite: Direktor Simon Spooner (links) muss seine Produkte für die Hälfte des ursprünglichen Preises verkaufen

wollen. Gold darf in Simbabwe nur an die Zentralbank verkauft werden – und die bestimmt den Preis. Die Bank bezahlt für die Unze weniger als ein Sechstel des gegenwärtigen Weltmarktpreises von etwa 1000 US-Dollar. Die Differenz kommt aber nicht der im Volksmund „Reverse Bank“ genannten „Reserve Bank“ zugute. Vielmehr teilen sich Insidern zufolge Parteibonzen die Beute und verschachern das mit Zentralbankmitteln gekaufte Gold auf dem Schwarzmarkt. Der Gewinn fließt selbstverständlich in ihre eigenen Taschen.

Die Wirtschaftskrise wird durch den florierenden Schwarzmarkt erträglicher

Richtig reich werden konnten bis vor Kurzem auch jene Günstlinge Mugabes, denen der Präsident das Recht einräumte, bei der Zentralbank Devisen zum offiziellen Kurs von 30 000 Simbabwe-Dollar zu einem US-Dollar umzutauschen. Anschließend konnten Geldschieber die Devisen auf dem Schwarzmarkt zum 666-fachen Wert verkaufen. Doch auch diese Quelle der Selbstbedienung ist inzwischen ausgetrocknet, weil selbst der Zentralbank die Devisen ausgegangen sind. Um doch noch an ausländische Noten zu kommen, ging sie erst kürzlich dazu über, die Dollar-Konten von Geschäftsleuten und internationalen Hilfsorganisationen zu plündern, womit Simbabwe den wirtschaftlichen Selbstmord auf Raten begeht.

Dabei sollte man annehmen, dass autoritäre Regierungen in Geldnot Unternehmen zwar aussaugen, aber nicht ausbluten

lassen. Anders Simbabwe. Unternehmen, die für den Export produzieren, gehen der Reihe nach pleite. Schon seit Jahren sind sie dazu gezwungen, 35 Prozent ihrer Deviseneinnahmen zum offiziellen Wechselkurs zu tauschen, was ruinös für sie ist. Für viele Fabriken kommt erschwerend hinzu, dass sie keine Arbeiter mehr finden, weil qualifizierte Simbawwer das Land in Scharen verlassen. Die Folge: Sie müssen schließen. Wer aller wirtschaftlichen Widrigkeiten zum Trotz durchhält, wird gegängelt.

So wie Simon Spooner, 54. Er gibt seiner kleinen Fabrik noch drei Monate, bis er den letzten seiner einst 180 Beschäftigten entlassen wird. Im Juli vergangenen Jahres betraten mehrere uniformierte Herren Spooners Fabrik im Industriegebiet von Bulawayo und teilten dem Direktor mit, dass sein Sirup künftig nur noch die Hälfte kosten dürfe. Operation Dzikiza nennt die Regierung ihr Programm zur Bekämpfung der Inflation, bei dem Polizisten in alle Landesteile ausschwärmten, um Händler und Produzenten dazu zu zwingen, ihre Preise zu halbieren.

Widerstand war zwecklos. 6000 Händler und Firmenbesitzer wollten sich dem Diktat nicht beugen und landeten vorübergehend im Gefängnis. Die rabiate Aktion verfehlte ihren beabsichtigten Effekt. Von einem Tag auf den anderen leerten sich in den Einkaufszentren die Regale; Bäcker, Molkereien und Fabrikbesitzer stellten ihre Produktion ein; wenn überhaupt noch etwas zu kaufen war, dann auf dem Schwarzmarkt.

„Ökonomien wie die deutsche wären unter solchen Umständen längst zusammengebrochen“, sagt der simbabwische Wirtschaftswissenschaftler Daniel Ndelela. „Doch hier in ►



Seit die Regierung Preiskontrollen durchgesetzt hat, bleiben die Regale in den Supermärkten leer, der Schwarzmarkt floriert

Afrika funktioniert das anders.“ In vielen armen Ländern ist die formelle Wirtschaft nur ein Teil der kommerziellen Aktivität. Parallel dazu verkaufen Straßenhändler Telefonkarten und Kugelschreiber, schrauben Mechaniker in Hinterhofwerkstätten an Autos, rühren Köche auf dem Gehweg in einer Suppe. All diese Tätigkeiten sind nicht staatlich reguliert oder kontrolliert, der Fiskus sieht nie einen Cent Steuern davon. Es ist eine reine Überlebensökonomie. Doch sie ist vergleichsweise krisenfest und federt Wirtschaftskrisen ab, sagt Ndlela.

Der Druck der Banknoten kostet mehr als der aufgedruckte Wert

So erlebt der Schwarzmarkt nach der Operation Dzikiza einen ungeahnten Aufschwung. In den Supermärkten bleiben die Regale leer, auf der Straße blüht das Geschäft. Tausende von Simbabweern pendeln an den Wochenenden zum Einkaufen in das Nachbarland Südafrika, um unter der Woche diese Waren auf der Straße zu verhöckern. Ob Zement oder Zucker, Radio oder Fernseher: Was es nicht mehr in den Geschäften gibt, lässt sich auf dem Schwarzmarkt auftreiben, zu bezahlen ist in US-Dollar. Denn niemand will Scheine des fast wertlosen Simbabwe-Dollars.

Doch selbst aus den Trümmern des Bankenwesens wachsen neue Geschäftsfelder für die informelle Wirtschaft. Kundai Dumbutshena*, 30, steuert seinen Kleinwagen durch die Hauptstadt Harare. Auf dem Beifahrersitz liegt eine mit Geldnoten gefüllte Reisetasche, daneben zwei Mobiltelefone, die permanent klingeln. Dumbutshena hat einen Universitätsabschluss. Er arbeitete in der Marketingabteilung eines größeren Unternehmens, bis die Inflation von seinem Gehalt nichts mehr übrig ließ. Der Vater von zwei Kindern kündigte den Job und machte sich selbst-

ständig – als mobile Ein-Mann-Bank. Wer einigermaßen bei Trost ist, tauscht seine Devisen, die er aus dem Ausland geschickt bekommt, nicht zum offiziellen Wechselkurs, demzufolge eine Zwiebel mehr als 60 US-Dollar kostet. Besser ruft man Dumbutshena an. Der Mann ist zuverlässig, tauscht zum Schwarzmarktkurs und liefert frei Haus, weil das für beide Seiten sicherer ist.

Dumbutshena hat sich etabliert. Geschäftsleute wechseln ihr Geld bei ihm, alle Botschaften außer der japanischen wickeln ihre Geldgeschäfte auf dem Schwarzmarkt ab. Regelmäßig rufen auch Mittelsmänner der Zentralbank an, die bei Dumbutshena die immer knapper werdenden Devisen ordern. Der Privatbankier verdient mit seinem Geschäft monatlich rund 16 Milliarden Simbabwe-Dollar (800 US-Dollar), und inzwischen kann er mit Milliarden, Billionen und Billiarden hantieren wie mit dem kleinen Einmaleins. Dennoch wird ihm „regelrecht schwindlig“, wenn er seinen Kurs inzwischen dreimal täglich an den ins Bodenlose fallenden Simbabwe-Dollar anpassen muss.

Einfacher wird es für ihn nicht. Bei den Wahlen Ende März musste Präsident Mugabe erstmals seit seinem Machtantritt vor 28 Jahren einen Konkurrenten fürchten. Mit dem früheren Finanzminister Simba Makoni forderte ihn gar ein Mann aus den eigenen Reihen heraus. Mit gewaltigen Lohnerhöhungen versuchte sich Mugabe die Loyalität der Polizisten und Soldaten zu sichern. Das dafür nötige Geld ließ der Staatschef bei Giesecke & Devrient in München drucken, was die Währung noch tiefer stürzen ließ. Damit tritt der absurde Fall ein, dass der Druck der Banknoten teurer ist als der Wert der Noten selbst. Diesen Versuch des Stimmenkaufs in Zeiten der Hyperinflation ließ sich Mugabe ordentlich was kosten. Die Staatsausgaben kletterten allein von Januar bis Februar über das Zwanzigfache auf 1,35 Billionen Simbabwe-Dollar.

Die Wahlen haben damit den wirtschaftlichen Niedergang noch beschleunigt. Doch wie geht es weiter? Wann kommt es zum Knall? Nicht nur der Ökonom Ndlela glaubt, dass der noch lange auf sich warten lässt.

Die Bells werden weiterhin das Geld, das ihre Verwandten aus dem Ausland schicken, auf dem Schwarzmarkt ausgeben. Der Farmer Mosobe wird weiterhin auf der geschenkten Parzelle seinen Mais anbauen. Der Goldgräber Moyo wird weiterhin sein Edelmetall an korrupte Regierungsbeamte verkaufen. Und Dumbutshena wird weiterhin sein Geldtaxi steuern. Wenn es irgendwann einmal kein Benzin mehr geben wird, wird er eben mit dem Fahrrad fahren, weil es weitergehen muss. Irgendwie. Selbst wenn die letzten fünf der einst 70 täglich verkehrenden Lokomotiven der simbabwischen Eisenbahn nicht mehr anspringen und der Strom komplett ausfällt. „Afrika kann tief fallen“, sagt der Ökonom Ndlela. „Dass zuletzt nur noch der Präsidentenpalast beleuchtet ist, kennen wir bereits von anderen Staaten des Kontinents.“ ■

*Alle Namen von der Redaktion geändert